

Toms letzter Weg

VON ARNO FRANK ESER

Der Tod steht fast niemandem gut. Denn friedlich einschlafen dürfen wirklich nur die wenigsten von uns. Der Tod geht nämlich meist Hand in Hand mit Schmerzen, Zweifel, Angst, mit Erbrochenem, Schweiß, Urin, Kot, Blut und Tränen.

Kein Wunder, dass über 82 Prozent aller Totkranken im deutschsprachigen Raum in ein Krankenhaus, ein Heim oder bestenfalls in ein Hospiz abgeschoben werden. Und das, obwohl sich fast jeder wünscht, zu Hause, im Kreis der Familie und Freunde sterben zu dürfen. Dabei ist dieser Wunsch durchaus erfüllbar. Man muss sich einfach nur trauen. Hier eine persönlich erlebte Geschichte.

Am Anfang dieser Story steht eine Freundschaft zwischen zwei Männern. Fast zeitgleich trennen sich die beiden unabhängig voneinander von ihren Frauen: und

sie beschließen, sich nicht gleich in die nächste Beziehung zu stürzen, sondern erst mal eine festsche Männer-WG aufzumachen. Eine WG mit Rock 'n' Roll, Wein, Weiß und Gesang.

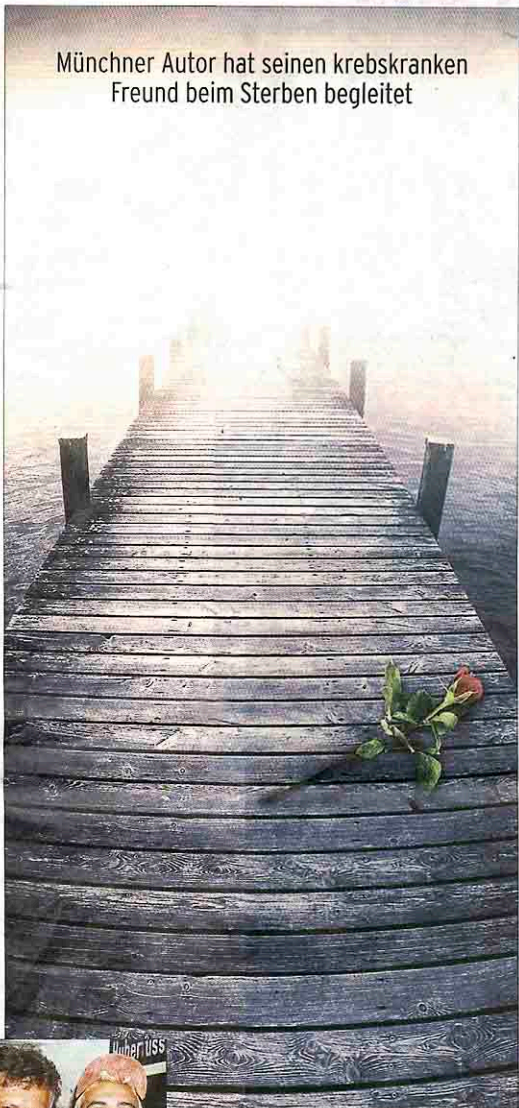
Einer der beiden ist ein sogenannter „geheilter“ Krebspatient. Zumindest hat sich sein Krebs nach der ersten Operation schon Jahre lang nicht mehr geführt. Also freie Fahrt für den nächsten Lebensabschnitt.

Und es rappelt im Karton. Aber nur ein paar Monate. Dann entpuppt sich eine Lungenerkrankung des vermeintlich geheilten Patienten als Lungentumor. Wenige Tage später kommt ein schrecklicher und definitiver Befund: Es bleibt nicht mehr viel Zeit.

Tränen, Verzweiflung, Schreiben. Und der Wunsch, alle Ärzte dieser Welt sofort zu erschießen oder zumindest zu verklagen. „Schick-Versager“, schreit Tom, „alle miteinander!“

Dann aber Nachdenken. Und die WG-Genossen, beide so uns die frühesten, alle gemeinsam durchzustehen. Bis zum Ende.

Der eine der beiden, der Kranke, ist mein Freund Tom. Der andere, der Begleiter, bin ich. „Hast du Angst vor Sterben?“, frage ich unbeholfen. „Ja klar“, sagt Tom. „Wer hätte das nicht.“ Auch ich habe entsetzliche Angst. Was wird auf uns zukommen? Die werden die Situation meistern? Eine echte Alternative gibt es nicht. Tom das Zimmer in der WG aufzukündigen, ihn ab-schieben – in ein Krankenhaus, Pflegeheim oder Sterbehospiz? Undenkbar. „Wir sind Freunde“, sage ich.



Münchener Autor hat seinen krebserkrankten Freund beim Sterben begleitet



Das Ende eines Lebenswegs und die Frage: Gibt es ein Danach? Arno Frank Eser (li., Foto, li.) hat seinen Freund Tom bis zum Tod betreut und dieses Erlebnis nun in einem Buch verarbeitet. Fotos: Björn Kandler, Kirsten Voß

„Aber das schaffst du nicht, das ist zu heftig“, meint Tom. „Lass es uns wenigstens versuchen“, schlage ich vor und kann mich durchsetzen.

Die erste Phase in der neuen Situation ist wohl die schlimmste. Wir wollen offener mit der Situation umgehen, machen aber letztlich die gleichen Fehler wie alle. Das Wort „Krebs“ wird krampfhaft vermieden,

durch Synonyme wie „die Krankheit“ oder „das Geschwür“ ersetzt. In Gesprächen mit Dritten lassen wir nie die ganze Wahrheit raus, wollen immer noch Showtime machen und uns so gut wie möglich präsentieren, flüchten in eine Scheinoffenheit und in Verlegenheitsfloskeln. Wollen weder Anteilnahme noch Mitleid, fühlen uns schnell genervt von allen Mitmenschen.

„Wie die mich immer anschauen“ ärgert sich Tom. „Gerade so, als könnte ich jeden Moment tot umfallen!“ Und dann das ganze Betroffenheitsgelaber, ich halte das

nicht mehr aus.“ Ich verstehe ihn. Wir ziehen uns zurück, begrenzen den Freundeskreis auf ein paar Auserwählte.

Auch unser Verhältnis zueinander ändert sich. Tom wird renitent, bissig und sarkastisch, gömmt mir, dem Helfer, die scheinbar erhöhte Position nicht, will sich ausgerechnet bei mir dafür rächen, was ihm das Schicksal nun antut.

Alles Binsenweisheiten, darüber geht es jede Menge Literatur. Doch immer öfter muss ich meinen Tränen freien Lauf lassen. Nicht, weil Tom krank ist, sondern weil

er immer ein bisschen wird. „Du führst dich auf wie eine Diva“, blaffe ich ihn eines Tages an. „Glaubst du, du kannst dir alles erlauben? Bloß weil du sterben musst? Das müssen wir alle eines Tages.“ Tage und Wochen zwischen Neupositionierung der Freundschaft, Verzweiflung und Hoffnung. Und immer wieder Gesprächsversuche über das große Fragezeichen, ein Leben nach dem Tod. „Gibt es nicht“, sagt Tom lakonisch. „Licht aus, Klappe zu. Und aus die Maus.“

Trotzdem verabreden wir ein Codewort, mit dem sich Tom aus dem Jenseits bei mir melden soll. Dass er mitzieht, macht mich vorlaut: „Aha, du Fatalist, also doch nicht so sicher von wegen aus die Maus?“ „Halt einfach mal den Mund“, grummelt er, „du Mächtiger-Esoteriker.“

Die Ärzte-Mühle arbeitet und arbeitet; man kommt ihr nicht aus. „Besonders dann nicht, wenn's weh tut“, sagt

Am Ende wird jede Show überflüssig

mein Freund. So wie er werden in unserem Zivilisationskreis Tag für Tag unzählige Menschen im Namen einer pervertierten Humanität oft unnötigen medizinischen Eingriffen ausgesetzt und damit gequält.

Tom aber war schlau genug, irgendwann mal laut und deutlich „Halt!“ zu rufen. Als es feststand, dass er eine Metastase am Halswirbel hat, dass eine Lähmung vom Hals abwärts bevorstehen könnte, als man ihm weitere Operations-Quälereien in Aussicht stellte, lehnte er alle weiteren Behandlungen ab und ließ sich nach Hause fahren. Mit Schmerzmitteln und mit einer stabilen Halskrause, um gefährliche Bewegungen vermeiden zu können. Und mit meinem Versprechen, dass ich ihm beistehe, wenn es soweit ist, dass diese Metastase die Lähmung vom Hals aus abwärts bewirkt. „Bist du dann wirklich bei mir?“, fragt er, und ich sage unter Tränen: „Ja, mit allen Konsequenzen. Ich helfe dir zu sterben.“

Oh Gott, ein Versprechen zur aktiven Sterbehilfe. Eine Zusage, für ihn – laut unserer heutigen Rechtsprechung – kriminell aktiv zu werden! Mir rast das Hirn. Aber unsere gemeinsame Zeit zu Hause ist erst mal alles andere als dramatisch. Es gibt zwar viele Umstellungen für mich, zum Beispiel von einem Leben als Nachtmensch zum Krankenpfleger, der pünktlich morgens um sechs Uhr die Morphium-Pflaster wechseln muss.

Es gibt gewöhnungsbedürftige Aktionen wie die Körperpflege eines betagten Patienten, und es gibt sogar Existenzängste. Denn schließlich beansprucht mich mein Dasein als Krankenpfleger so sehr und immer mehr, dass ich alle Jobs auf Eis legen muss und nur noch auf Kredit lebe.

Doch es gibt auch wunderschöne Momente. Zwei Freunde lernen sich kennen wie nie zuvor. Jede Selbstdarstellung findet ihr Ende; jede Show wird überflüssig. Es beginnt die Selbstfindung. Wir erzählen und besichtigen uns gegenseitig Sachen, die man sonst nie einem Menschen erzählt.

Wir machen jeden Tag dumme Witze. Schauen im TV die Simpsons, Al Bundy und die Harald Schmidt Show an. Und Tom lästert: „Die Gags von dem Schmidt waren auch schon mal besser. Schau ihn doch nur mal an. Ich glaube, der hat Hirn-Krebs.“ Wir sind makaber bis geschmacklos. Treiben immer öfter Schabernack zu den Themen Sterben und Tod. Wir lachen und weinen zusammen, sind uns nah wie wohl keiner auf der Welt.

Ich bin dankbar für diese Zeit, so schwer sie teilweise auch war. Mein Leben war nie intensiver als damals. Und nie zuvor echter. Mein Versprechen zur aktiven Sterbehilfe musste ich Gott sei Dank nicht einlösen. Eine andere Metastase war schneller als die am Halswirbel. Sie erreichte eine Arterie und Tom verblutete innerhalb von Sekunden. Sein Zimmer sah aus wie ein Schlachtfeld.

Ich habe das alles aufgeschrieben. Meine Ex-Frau (wir sind glücklich geschieden) drängte mich damals, ein Tagebuch zu führen. „Damit du ein Ventil hast, damit ich nicht depressiv wirst!“ Ich danke ihr immer und ewig für diesen Rat.

Meine Alpträume sind seit ein paar Jahren vollständig verschwunden. Ich verneke inzwischen nicht mehr Nacht für Nacht in Blut; und ich stehe auch nicht mehr – wie damals – vor der Trauergemeinde und bringe kein einziges Wort raus.

Das waren die zwei Varianten, aus denen mich anfangs meine Lebensgefährtin aus dem Schlaf hochreißen musste, weil ich jeweils dramatisch um Luft rang. Übrig bleibt eine schier unverbundbare Gelassenheit. Und das Bewusstsein, als Sterbebegleiter von meinem Freund Tom unendlich viel gelernt zu haben.

Weniger über Krankenpflege und die Phänomene Sterben und Tod, viel mehr über das Leben. Das Leben an sich.

Arno Frank Eser ist AZMitarbeiter für Pop und Rock und Autor mehrerer Bücher. „Toms letzter Weg“ erschien bei LechnerPublishing 14,95 Euro